

DER REPERTOIREBETRIEB

Bereits 1992 stellte der damalige Bundestheater-Generalsekretär, Georg Springer, das breite Repertoire der Wiener Opernhäuser in Frage. Grund für eine kritische Betrachtung.

Oper gibt in Wien, das hat man dieser Tage wieder erfahren, stets zu leidenschaftlichen Diskussionen Anlaß. Kompetenz hin oder her - jeder hat zu diesem Thema seine Meinung.

Diesmal war es der Bundestheater-Generalsekretär, der diesbezüglich einen öffentlichen Meinungs austausch begann. Seiner Ansicht nach könne man einen vielfältigen Spielplan, wie er für Wien über die Jahrzehnte hin charakteristisch war, nicht mehr lange "administrieren".

Das Repertoiretheater, eine echte Wiener Spezialität, sei am Ende.

Das war Wasser auf die Mühlen jener, die seit Jahren dieses Ende voraussagen und grundsätzliche Veränderungen fordern: Schluß mit der "Manie", heißt es, in der Staatsoper ein buntes Spektrum unterschiedlichster Opern regelmäßig zu pflegen. All das ist veraltet und unzeitgemäß, lautet die Devise. Wer höchste Qualität anstrebe, könne nur mehr ein Anhänger des heute allseits praktizierten Stagione-Betriebs à la Mailänder Scala oder Covent Garden in London sein.

Sehen wir einmal von der Tatsache ab, daß die Staatsoper derzeit mit etlichen

Aufführungen diese These Lügen straft und so ganz ohne serienweises Abspielen ein und desselben Stückes, ohne drei bis vier Tage die Woche geschlossen zu haben, häufig Spitzenniveau bietet.

Betrachten wir lieber den sozusagen "dienstlichen Auftrag", den der Staatsoperndirektor und der Bundestheatergeneralsekretär vom Gesetzgeber erhalten haben: Er schreibt eindeutig fest, daß Oper in Wien eine Angelegenheit von möglichst vielen Vorstellungen möglichst vieler verschiedener Opern pro Saison zu sein hat.

Ob es klug von einem dieserart in die Pflicht genommenen Beamten ist, in aller

Öffentlichkeit über Sinn und Machbarkeit zu spekulieren, in Medien nota bene, die diesen Sinn und die Machbarkeit notorisch in Zweifel ziehen - Georg Springer mag es sich jetzt selber fragen.

Faktum ist, daß er mit seinen Aussagen massiv gegen die Interessen, die er selbst zu verteidigen hätte, vorgegangen ist.

Immerhin hat die Direktion des Hauses am Ring von Anbeginn die Fortführung des traditionellen Wiener Systems auf ihre Fahnen geschrieben, um den von vielen Seiten urgierten Umstieg auf das "Seriensystem" - also die Ausdürrung des Repertoires von derzeit etwa vierzig auf zehn bis fünfzehn Stücke pro Spielzeit unter allen Umständen zu verhindern.

Vergessen wir nicht: Gerade die Vielfalt des Staatsopernspielplans, gerade die Tatsache, daß Wiener Musikfreunde von Jugend an die Möglichkeit haben, sich wieder und wieder mit den Spitzenwerken der musikdramatischen Literatur auseinanderzusetzen, macht einen beträchtlichen Teil des kulturellen Selbstverständnisses der Musikstadt aus.

Dies auch, weil durch die konsequente Auseinandersetzung mit unterschiedlichsten Interpretationen auch eine ästhetische Urteilsfähigkeit entwickelt werden kann, die auf andere Weise - also auch anderswo - kaum zu erreichen ist; ein weiteres wesentliches Qualitätsmerkmal unseres kulturellen Selbstverständnisses.

Der Verweis auf die Tradition hat also durchaus handfeste Hintergründe. Oper darf in Wien nicht zur "Saisonware" verkommen, soll ständig verfügbares Allgemeingut sein. So lange das "machbar" ist - und das ist, glaubt man dem Staatsoperndirektor, der's wissen müßte, nach wie vor ein realistischer Wunsch. Darüber sollte man nachdenken, bevor man öffentliche Diskussionen vom Zaun bricht.

mehr

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten